

Kinder.
Kinderaugen, klar und hell,
Gleichen warmen Sonnenstrahlen,
Die das Grau des Alltags schnell
Wie mit goldnem Glanz ummalen.
Kinderlippen, hold und rein,
Sind wie Blüten zarter Rosen,
Können trösten wunderbar,
Sinnig plaudern, lieblich tosen.
Kinderhände, schwach und klein,
Wissen fest das Glück zu halten,
Streicheln sanft dem Mütterlein
Aus der Stirn die Sorgenfallen.

Die Schwestern.
Von A. v. Hedenstierna. Uebersetzt
von H. Fid.

Dem Rechnungsrath Balk und seiner Frau war, nachdem Noth und Sorgen den Frühling und Sommer ihres Lebens getrübt, ein schöner Lebensherbst beschieden gewesen. Sie hatten sich sehr jung verheiratet, und Sorgen und Entbehrungen waren die Folge gewesen. Die beste Zeit ihres Lebens war in diesem Kampf dahingegangen, aber jetzt war es ausgekämpft gewesen, und sie hatten Frau Sorge über die Schwelle gebracht, während die Herbstsonne ihnen milde auf die ergrauten Häupter schien. Ehe man sich jedoch von dem Kampf mit Noth und Mangel erholt hatte, kam der Tod. Er holte Rechnungsrath Balk, ohne sich um die Verzweiflung seiner Frau und seiner beiden Töchter Agnes und Wida zu kümmern.

Längst sich der Senfmann auch nicht dazu bewegen, seinen einmal erbobenen Arm zurückzuziehen, so sieht man ihn doch zuweilen Mitleid zeigen. Er führt dann statt eines Streiches mit der Sense deren gleich zwei, wenn er sieht, daß ein Menschenpaar sich auf Erden so theuer gewesen ist, daß es sich nicht mehr zu trennen vermag. Darum holte der Tod Frau Anna Balk gleich ihrem Wilhelm nach, und Agnes und Wida blieben allein auf dieser Welt zurück.

Agnes, die älteste Schwester, war ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen mit schönen, edlen, wie aus Marmor geschnittenen Zügen, dunklem, lockigem Haar und prachtvollen, schwarzen Augen. Diese Augen blickten aber meistens ernst, denn sie hatte die sorgenvollste Zeit ihrer Eltern miterlebt, und in ihrer Kinderzeit hatte sie selten etwas anderes gehört als Klagen über unbezahlte Miete und über verfallene Kleidungsstücke, die man nicht durch neue zu ersetzen vermochte.

Von Wida, der jüngsten Schwester, wußte niemand in der ganzen Nachbarschaft, wie sie in Wirklichkeit hieß. Denn ihre beiden niedlichen Fräulein hatten die kleine, zierliche, graziose Gestalt über das Trottoir nach der Schule tragen, blickten ihr wohl die Mütter aus den Fenstern nach und sagten freundlich vor sich hin: „Wida, kleine Wida.“ Zeigte sich aber auf dem Spielplatz der Kinder ein goldiger Vordentopf und erkörte dort eine Stimme, die melodischer war als alle übrigen, so riefen die Knaben jubelnd: „Wida—Wida ist da!“ Als aber der Engel des Todes ihre Mama in den Himmel getragen hatte, als die kleinen Fräulein ruhten und die blonden Locken über ein betäubtes, vermeintes Gesicht fielen, nahm die große Schwester ihren kleinen Liebling fest an ihre Brust und flüsterte: „Meine süße, geliebte Wida.“ Obwohl sie nicht Wida getauft war, hieß sie doch so.

Agnes zählte zwanzig Jahre und Wida vierzehn, als ihre Eltern sie ganz allein in der Welt ließen. Als Frau Balk gestorben war, kam Tante Ulrike und wollte Wida zu sich nehmen. Sie wollte damit eine Pflicht, eine saure Pflicht, erfüllen. Agnes würde dann wohl eine Stelle als Erzieherin finden, meinte sie. Schwester Agnes aber lehnte Tante Ulrikes Anerbieten mit Dank ab und schloß die weinende Wida in ihre Arme. Sie sagte ihrer Tante, daß sie zusammen bleiben und arbeiten und, wenn es nötig wäre, Sorgen und Mangel mit einander theilen wollten.

Tante Ulrike reiste mit dem angenehmen Gefühl ab, auf gewissenhafte und billige Art ihre Pflicht gethan zu haben. Kurze Zeit darauf fand man vor einem Hause in der besten Gegend der Stadt ein kleines Schild mit der Aufschrift „Agnes Balk, Buchmacherin.“ Agnes war keine Anfängerin in dieser Kunst, sonst wäre wohl nichts aus ihrem Unternehmen geworden. Sie hatte der ersten Buchmacherin der Stadt schon fünf mehrere Jahre geholfen, wenn diese viel zu thun hatte, und sie hatte einen ausgezeichneten Geschmack und sehr geschickte Hände. Ihr Erwerb reichte vollständig für den Lebensunterhalt der beiden Schwestern aus. Er reichte auch zum Schulgelde und zu Klavierstunden für Wida, die sehr begabt und fleißig war und eine vorzügliche Klavierpielerin wurde. Sie behielt sogar noch eine Summe übrig zu einem hübschen Marmorkreuze für das Grab ihrer Eltern. Das Allerhöchste aber war, daß sie ein sorgenloses, sicheres Heim besaßen, und daß die beiden Schwestern, die einander über alles liebten, zusammen

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 14. April 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 33.

bleiben und nach der Tagesarbeit in ihrem traulichen Mädchen stübchen mit einander zur Ruhe gehen konnten. Agnes lauflachte oft dem ruhigen Athemzügen der schlafenden Wida und zündete manchmal in der Nacht Licht an, um das schöne, reine, sonnige Kinderantlitz mit dem rothen Wangen zu betrachten.

Dann erschien „Er“ auf dem Schauplatz. Er war Gymnasiallehrer, hatte ein Gehalt von achtzehnhundert Mark und sehr wenig Schulden. Dazu hatte er ein gutes, braves Herz, sehr hübsche Augen und eine wunderschöne Stimme. Er war immer munter und vergnügt, aber besonders vergnügt war er, wenn er Agnes und Wida in der Familie des Direktors traf, wo sie viel verkehrten, oder wenn er Artikel nötig hatte, die in Fräulein Balks Geschäft zu haben waren. Das allergrößte Vergnügen bereitete es ihm aber, als es sich zeigte, daß dieses Geschäft sich so sehr ausgedehnt hatte, daß die Anfertigung der Buchartikel Fräulein Balk nicht mehr die Zeit zur Führung ihrer Bücher und zum Schreiben ihrer Rechnungen ließ. Dann kam er jeden Nachmittag, wenn die Schule aus war, trug mit seiner hübschen Schrift die neuen Posten in Agnes' Hauptbuch und schrieb so schöne Rechnungen, daß die Damen in der Stadt ganz erstaunt darüber waren.

Agnes' erste Züge bekamen einen immer weicheren Ausdruck, die dunklen Augen begannen zu lächeln, und ein fast muthwilliger Zug umspielte ihre Lippen, wenn der junge Doktor einen Scherz machte, mit denen er nicht sparsam war.

Da kam eines Tages ein Conto, ar das niemand gedacht hatte. Er erschien nämlich an einem Vormittag, wo gar nichts im Hauptbuch eingetragen war und wo es keine Rechnungen zu schreiben gab. Er hatte einen freien Vormittag, weil die Schulzimmer gereinigt wurden. Er trug seinen besten Anzug und erröthete wie ein junges Mädchen, als er mit fast heiserer Stimme sagte: „Fräulein Agnes, ich möchte Ihnen gern...“

„Ach, sieh da, guten Morgen, Herr Doktor. Wollen Sie nicht Platz nehmen. Die neue Ausgabe im Schaufenster ist doch hübsch, nicht wahr?“ „Ja, ich möchte Ihnen aber gern etwas sagen, was ich schon lange im Herzen trage, Fräulein Agnes.“ Schweig still, mein Herz. Das Glück ist endlich da: Die Liebe wird jetzt die langen Jahre der Trauer und Sorge mit ihrem verklärenden Schleier bedecken...“

„Ich habe eine große — unendlich große Bitte an Sie.“ Die Hüte und Hauben nicken auf ihren Gestellen, und die Fächer erglänzen vor Wonne. Sei doch nur ruhig, Herz. Jetzt kommt das Glück! „Herr Doktor, Sie wissen doch, daß ich gern für Sie thue, was mir möglich ist...“ „Das weiß ich. Es ist aber eine ungewöhnlich große Bitte, die ich an Sie richten will, ich begehre das Beste, Höchste und Schönste der Welt von Ihnen...“

Wie kannst Du nur so blind sein, Geliebter meines Herzens. Fühlst Du denn gar nicht, wie Dir mein Herz entgegen schlägt, weißt Du nicht, daß Du nur Deine Arme zu öffnen brauchst. Daß Wida nun auch gerade kommen muß. Sie ist ja aber noch ein — so unüberlegtes Kind. Warum konnte sie nicht noch einen Augenblick warten. Wie glücklich werden wir drei sein, wenn wir erst auf immer vereint sind.

„Aber was, um Gotteswillen, soll ich Ihnen denn eigentlich geben, Herr Doktor?“ fragte sie, indem sie einen schwachen Versuch machte, zu lächeln. Da stand er auf, ergriff ihre Hand und flüsterte mit tief erregter Stimme: „Geben Sie mir Wida!“

Es ist Sommerzeit, und die Hundstagsferien haben begonnen. Der junge Doktor hat Gehaltserhöhung bekommen, und auf dem ersten Hotel der Stadt weht eine Fahne. Die Sonne blickt lächelnd auf die Erde herab, wo die große Schwester ihrer kleinen Wida die Hochzeit giebt, eine große Hochzeit mit allem Jubel, mit Brautjungfern und Traufern. Agnes selbst will aber nicht Brautjungfer sein, weil sie findet, daß es sonderbar sein würde, weil sie sechs Jahre älter ist als die Braut. Sie sagt lachend, daß sie „Brautmutter“ sein will. Darum erscheint sie auch in einem schwarzseidenen schwarzen Kleide mit einem Diamantenschmuck und sieht wunderschön und vornehm wie eine Fürstin aus. Ja, sie trägt Diamanten, ihre Mittel

erlauben es ihr. Ihre Mittel erlauben ihr auch, die Wohnung des jungen Paars hübsch und geschmackvoll einzurichten. Obgleich Wida die Tochter armer Eltern ist, hat sie doch eine wunderschöne Ausstattung bekommen. Wie sonderbar, sagen gewiß manche Damen, mit vierundzwanzig Jahren schwarze Seide am Hochzeitstage der Schwester zu tragen.

Agnes Balk aber hatte sich nicht aus Koterie älter gefeindet. Sie hatte es gethan, weil ihr an diesem Tage eine jugendliche Kleidung widerstrebt hatte. Sie machte auf sehr gewandte, anmuthige Art die Wirthin, obgleich sie es zum ersten Male in ihrem ganzen Leben that. Sie wurde von den Gästen fast noch mehr bewundert, als die Braut, die in ihrem duftigen weißen Kleide unendlich reizend und lieblich ausah. Der Oberlehrer der Mathematik, ein Junggeselle in den höheren Semestern, dachte daran, daß Agnes' Hauptbuch einen hübschen Ueberwurf gezeigt hatte, und sagte den Vorschlag, recht oft im Hause ihres Schwagers, seines Kollegen, zu verkehren.

Die Hochzeit war sehr lustig. Es herrschte Jubel und Freude. Reden und Tafellieder wechselten mit einander ab. Der glückliche Bräutigam ergriff sein Glas und hielt eine tiefempfundene Rede auf die edle, großmüthige Schwester seiner theuren Wida, der er für alles dankte, was sie an ihnen beiden gethan hatte. Er versprach, sich ihr dadurch dankbar zu erweisen, daß er ihrem Liebding das Leben so hell und sonnig machen wollte, wie es in seiner Macht stünde.

Agnes lächelte, unarmte und küßte Wida zärtlich und klopfte ihrem Schwager freundlich auf die Schulter. Wahrhaftig, eine himmlische Schwiegermutter, murmelte der Oberlehrer der Mathematik, der in seinen Ruhestunden auch Philosoph war.

Auf dem Hotel weht keine Fahne mehr, und der Festsaal ist wieder dunkel und leer. Der Nachtwächter allein geht mit bedächtigen Schritten in den Straßen der Stadt umher. Die Uhr auf dem Kirchturm schlägt die Mitternachtsstunde. Alle Fenster sind dunkel, und die Leute schlafen hinter den herabgelassenen Vorhängen. Nur ein Fenster ist noch hell. Es gehört zu der Wohnung des jungen Ehepaars. Der junge Doktor sitzt auf dem Sofa und hält Wida, die tief erröthend ihren Kopf an seine Brust birgt, während er zärtlich ihr blondes Lockenhaar streichelt. Zwischen zwei Gräbern auf dem Friedhof, der die alte Kirche umgiebt, kniet eine, dunkle Gestalt, die Arme um das Marmorkreuz geschlungen, welches den beiden Schläfern gemeinsam gehört. Sie hält die brennende Stirn gegen den kalten Stein gedrückt. „Vater, Mutter, jetzt ist Euer Liebling glücklich,“ flüstert sie, „die große Schwester hat ihr alles gegeben, was sie zu geben hatte.“

Als sie endlich in ihr Heim zurückkehrt und das Bett ihrer kleinen Schwester sieht, welches seit achtzehn Jahren zum ersten Mal leer steht, fühlt sie sich zum Tode einfam und traurig. Da birgt sie das dunkle Haupt, in dessen stolzen Zügen Menschenaugen nie vernichtetes Glück und getäuschte Hoffnungen lesen würden, in die weißen Kissen des leeren Lagers und flüstert: O Wida, mein Liebling, warum nimmst Du mir alles, alles in dieser Welt!

Ein neuer Gaunertrick.

Von Philipp Berges.

Ein unheimlicher Mensch, dieser Gast, der an einem schwindelnden Abend in dem vornehmen „Fifth Avenue Hotel“ zu New York abgestiegen war. Außerlich merkte man ihm freilich nichts an. Aber dies ist ja gerade das Schlimme, daß die Hochstapler großen Stills nicht nur wie gewöhnliche, sondern sogar wie aufergebendliche Sterbliche aussehn. Mr. Jefferson — mit diesem Namen hatte der Gast sich in's Fremdenbuch eingeschrieben — war ein etwa vierzigjähriger, hochgewachsener Mann ohne besondere Kennzeichen. Auffallende Merkmale des Verbrechertypus waren jedenfalls nicht vorhanden. Eins hätte dem geübten Menschenbeobachter allerdings nicht entgehen können. Der Fremde besaß ein großes, wachsameres, lauerndes Auge, in welchem Verschmiebung und Kometiantenthum Versteck spielten. Der Herr Oberkellner, welcher dem Gaste die Zimmer anwies, war kein Psycholog. Er prüfte die Fremden nur auf ihre Trintgeldfähigkeit. Ueber hatte er auch Lombroso nicht gelesen. Infolge dieses Mangels hielt er Mr. Jefferson für einen vornehmen Mann.

Hätte er indeß gegen Mitternacht in das Zimmer Mr. J.'s sehen können, so würde er schleunigst zur Polizei geschickt haben. Nur mit einem langen Nachthemde gekleidet, stand der unheimliche Mensch vor seinem Koffer und entnahm demselben folgende verdächtige Gegenstände. Zuerst einige für sich selbst sprechende Bücher: „Die Kunst des Taschendiebstahls, für Anfänger und Meister, mit Uebungsstücken“ (dieses illustrierte, schwer zu erlangende Werk cirkulirt nur in Gaunerkreisen); „Verächtliche Eindringler beider Continente“ von J. McDonald; und schließlich ein kleines „Handlexikon der Gaunersprache“. Diese Bücher wurden auf den Nachttisch gepackt, um als Lektüre zu dienen. Aus einem tieferen Fache des Koffers entnahm Mr. J. einen alten schäbigen Anzug von urväterlichem Schnitt, einen schwierigen Schlapphut und einen falschen Bart. Ohne Zweifel eine Banditenverkleidung für den nächsten Tag.

Die schlimmsten Befürchtungen, die irgend Jemand hätte haben können, trafen ein. Am nächsten Morgen stieg Mr. Jefferson in den schäbigen Anzug, befestigte kunstvoll den eisgrauen, streppigen Bart, stülpte den schmieren „Weserner“ auf den Kopf und ging in den alten Gauner aus dem Hintertürraum. Einen vorfinstlichen Reisefad in der einen Hand, in der anderen einen berben Knotenstock, trat der unheimliche Gast auf den Corridor hinaus, ging vorsichtig und schnell die Treppe hinunter und gelangte unangefochten auf die Straße.

Zur Zeit, in welcher dies Vorkommniß spielt, grassirte in New York ein neuer, geheimnißvoller Gaunertrick, welcher ins Fach des Taschendiebstahls schlug. Ein noch unbekannter Apparat war erfunden worden, der mit beispielloser Sicherheit arbeitete. Täglich brachten die Polizeiberichte unzählige Anzeigen über gestohlene Taschenuhren, die ihren Besitzern ganz fein und geräuschlos abgenommen waren. Einen anderen Schutz gegen diese unheimlichen Ueberfälle, als den, die Uhr zu Hause zu lassen, schien es nicht zu geben. Polizeirichter Dan Wattins, mit dem Beinamen „Sharp“, d. i. „der Strenge“, erlebte das folgende ärgerliche Stückchen. Während einer Hochlafahrt wurden ihm Uhr und Kette entwendet, und statt ihrer fand er in der Westentasche einen Zettel, auf dem der anonyme Dieb seinen Dank ausdrückte. Der Polizei war übrigens der Meister des neuen Gaunertricks wohlbekannt. Es war kein anderer als der berühmte Bill Crookley. Aus der Sphäre des Rassenschant-Einbruchs, in welcher er unter dem Ehren-Epitheton „der Geldspindknacker“ weltbekannt wurde, hatte er sich seit einigen Monaten heimlich der feinen Kunst des Taschendiebstahls zugewandt und entfaltete nun auch in diesem neuen Fach eine Genialität. In den maßgebenden Gaunerkreisen sprach man von ihm bereits als von dem großen Regenerator des Taschendiebstahls. Natürlich war Bill Crookley auch der Erfinder des verwirrenden Apparates. Alles dies war der Polizei, wie gesagt, wohlbekannt. So lange es ihr aber nicht gelungen war, den schlauen, in allerhand Verkleidungen auftretenden Meister durch einen noch schlauereren der ihrigen zu übermeistern und den großen Spitzbuben in flagranti zu fassen, konnte sie nichts machen, denn gegen Bill Crookley lag „offiziell“ augenblicklich nichts vor.

In der Bleeker-Street, einer etwas finsternen und verdickten Straße der unteren City, befindet sich die zumeist von Gaunern besuchte Kneipe „Zum blechernen Hirntasten“, der Zufallsort und Rendezvousplatz aller „Dutcasts“ der Welt. Der Unkundige geht freilich achtlos an dem unauffälligen Kellerlokal vorbei, denn der humorvolle und berühmte Name der Kneipe irrirt nur im Munde ihrer Gäste und — in den Listen der internationalen Polizei.

Vor dieses feine Lokal trat Morgens um 9 Uhr der Fremde aus dem „Fifth Avenue Hotel“. Nur wenige Leute waren anwesend, ein paar ziemlich rauch aussehende Jecher, der hinter der „Bar“ stehende Wirth und ein besser gekleideter Gentleman. Alle, der Wirth mit seinen sämtlichen Gästen, wurden aufmerksam, als der alte Farmer in der Thür erschien; eine solche Gestalt schien hier zu den Seltenheiten zu gehören.

„Nichts für ungut, Gents“, sagte der alte Weinerlich, „aber giebt es hier Keinen, der einen alten Mann auf den richtigen Weg bringt?“ „Wohin wollt Ihr denn?“ fragte der Wirth. „Na, auf den Broadway, aber ich

habe mich in diesem vermaledeit großen Dorf verlaufen!“ „So kommt doch herein, alter Bier-saugling“, rief der an der Bar stehende Gentleman. „Ich gehe nachher denselben Weg!“ Der Alte zögerte. „Nee, nee“, sagte er mit schlauem Schmunzeln, „in New York muß man vorsichtig sein. Niemanden ihu' ich nicht. Da ham se jetzt so ne neue Art, Einem die goldene Uhr zu stibben. Nee, nee, mit Fremden lasse ich mich nicht ein. Also mach nu der Weg nach dem Broadway — he?“

Der Gentleman gab dem Wirth einen Wink, warf einen Vierteldollar auf den Schenktisch und ging laut lachend zur Thür. „Na, Ontel Hiram, oder wie Ihr sonst heißen mögt, dann will ich mich nur gleich auf den Weg machen, und Ihr könnt mich begleiten, sonst erzählt Ihr vielleicht in Kalamazoo, woher Ihr wahrhaftig kommt, die New Yorker seien unhöfliche Leute.“ „Sehr gut!“ lachte der Alte und hielt dabei seinen falschen Bart fest. „Ihr seid ein Spatzvogel. Ich komme nicht aus Kalamazoo, sondern von weiter, aus Frisco!“ „Was Ihr sagt!“

Der New Yorker Gentleman musterte den fremden Alten mit einem schnellen Blick, als ob irgend ein Argwohn in ihm rege geworden. In diesem Einren, dann und wann den Greis ansehend, als ob er nach einer fremden, bestimmten Erinnerung suchte, ging der Mann neben dem Alten her. Er achtete nicht mehr auf das Gepolter des Dörflers, machte einige Male eine Bewegung, als wolle er ohne Grund in Seitenstrahlen, die man kreuzte, verschwimmen. Und endlich, an der Ecke der Broadway, geschah etwas ganz Seltsames. Der Mann aus dem Keller blieb plötzlich stehen und schlug sich mit der Hand vor den Kopf, dann brach er in ein triumphirendes Lachen aus.

„Was habt Ihr, guter Freund?“ fragte der Alte. „O, nichts für Euch“, lachte der andere. „Mir fiel nur etwas Komisches ein. Uebrigens ist meine Zeit zu Ende. Hier ist der Broadway. Lost wohl!“

Der Alte streckte dem Scheidenden mit wiederholten Abschiedsworten die Hand entgegen, doch taumelte der andere, schon halb weggeendet, die seine hineingelegt, als er sich mit eisernen Griffen festhalten wollte. Zugleich legte ein Arm sich auf seine Schulter, und eine kräftige Stimme schrie laut um Hilfe und nach der Polizei. Der festgehaltene Verdächtige mit einem aktualigen Ruck loszureißen oder wenigstens seine Hände freizumachen — umsonst, der Alte hielt ihn wie in einem Schraubstock, bis sich mitten im Gewühl des Broadway eine Jufel von Neugierigen gebildet hatte, die schnell einen Polizeisten herbeilodete.

„Hollos! Gebt Raum! Was ist los hier?“ Der Gauner hat mit meine goldene Uhr gestohlen“, brüllte der Alte. „Der Narr ist wahnsinnig“, sagte der andere dagegen. „Ich ersuche die Polizei, mich zu befreien.“ „Das soll geschehen!“ lachte der Alte, warf im Nu Handflächen um die Anseln des Beschuldigten, nahm den Alten unter den Arm und führte beide zur nächsten Polizeiwache.

Im Polizeigericht des sechsten Precincts sitzt Richter Dan Wattins, genannt „Sharp“ und mußerte die lange Reihe der Trunkbolde, Waaglagener, Diebe und anderer dunkler Schrennmänner, die er „verknaden“ soll. Auf einmal erhebt er zweifelnd den Kopf, setzt den Kneifer auf die Nase und winkt einem Polizeisten heran, der schleunigst fortzieht und mitten aus der Reihe einen der Häftlinge vor den Richter führt — keinen anderen, als den Mann aus dem Verbrecherteller. „Mensch“, ruft der Richter, und sein Gesicht beginnt zu frählen. „Ihr seid kein anderer als Bill Crookley — Herr Gott, haben wir Euch endlich einmal gepackt! Seid Ihr's oder seid Ihr's nicht?“

„Ich bin's!“ erwiderte der Gauner und auch seine Miene strahlte vor Veranügen. „Mir ist's heute nicht leid, daß sie mich gepackt haben, Richter — haba! Ihr werdet Euer blaues Wunder erleben!“ „Na, was habt Ihr denn ausgepresst? Doch nicht etwa...“ „Natürlich! Eine Uhr! — Es ist Euch ja längst bekannt, daß ich mit dem neuen Trick arbeite. Habt Ihr nicht auch Eure Uhr eingebüßt, Richter? Ich las es in den Zeitungen.“ „Schweig!“ donnert der Strenge. „Sergeant, hat man ihm die Uhr wieder abgenommen?“ „Ja, wohl, Euer Ehren, hier ist sie.“ „Und ihr der Verurtheilte hier?“ „Dier ist er, Euer Ehren“, entgegnete der Alte. „Die Uhr ist mein!“ „Also, Ihr seid der Bestohlene“, sagt

der Richter und mißt den Alten mit einem geringschätzigen Blick. „Ich seh' Euch's an der Nase an, daß Ihr ein Fremder seid.“ „Ihr habt Recht, Richter. Ich bin kein New Yorker!“ „Aun, und woher kommt Ihr denn gefegelt, alter Mann?“ „Aus San Francisco!“ „Sieh, sieh“, aus San Francisco! hm — kennt Ihr dort vielleicht meinen Kollegen, den Polizeirichter Connan?“

„Sehr genau, Euer Ehren, sein Bureau liegt dem meinigen gegenüber!“ „So? Das ist doch — hm — wo ist denn Euer Bureau?“ „Im Central-Polizeiamt!“ „Waaa! Ihr seid Polizeibeamter?“ „Ja!“ und der Alte nimmt Perücke und Bart vom Kopf. „Ich bin der Polizeichef von San Francisco!“ Der Richter ist stumm geworden. Offenen Mundes sieht er Bill Crookley an, der das Gesicht zu einem breiten Grinsen verzieht. „Ich kannte ihn“, sagte er, „kannte ihn verdammt gut, und dieser Streich macht mich, trotzdem ich selbst mit hinein falle, zum berühmtesten Spitzbuben der Welt.“

„Still!“ herrscht der Richter ihn an, und es ist, als ob er aus einem Traum erwache. „Dieser Fall gehört vor die Großjurie.“ „Oh nicht doch“, fällt hier Mr. D'Neilly, der wegen seiner Schlaueit im ganzen Lande bekannte Polizeimann aus San Francisco ein, „laßt ihn doch einfach auf die Strafinfel gehen. Und wegen meines Rufes seid unbesorgt. Ihr mögt wissen, daß ich mit der Absicht nach New York kam, mir von Bill Crookley die Uhr stehlen zu lassen. Ich habe genau zugehoben, wie er's machte, und etwas von ihm gelernt. Es ist das Neueste in der Kunst des Taschendiebstahls. Er glaubte, mich zu rupfen, als ich mich ihm in der Wüste eines alten Landontells näherte, und nun ist er der Geleitete. Seht hier, daß in der neuen Kneipenapparat, den ich in meinem Bill stahl, während er meine Uhr räuberte. Seine Kollegen drüben in Frisco sollen schon merken, daß die Polizei mit allem, selbst mit dem neuesten Trick, bekant ist!“

„Verdammt!“ murmelte Bill Crookley, während man ihn hinausführt, „nun ist's mit dem neuen Trick vorbei!“ Und am Mittag, als der New Yorker Richter und der Polizeimann aus dem Westen miteinander tafelten, zog der letztere dem ersteren mit Hüfte des neuen Apparates die Uhr so kunstgerecht aus der Tasche, daß er ihr Festhalten erst eine Stunde später wahrnahm.

107 Jahre alt und noch arbeitswillig.

Von einem 107 Jahre alten Veteranen, der noch immer arbeitswillig ist und in kein Invalidenhaus gehen will, weiß der Odesa Listof zu erzählen. Vor einigen Tagen, so meldet das Blatt, erschien im Odesaer Hafenamt ein Bootsmannsmaat in Uniform, die Brust mit Medaillen geschmückt, und kam um eine Unterredung mit General Perilichin. Er sah aus wie ein rüstiger Schütziger. Groß war aber das Erstaunen des Generals, als der Mann seine Papiere vorlegte, aus denen hervorging, daß sein Veldcher, Alexander Ivanowitsch Ivanow aus Wischnego-Bolotskaja, nicht weniger als 107 Jahre alt war. Im Alter von 14 Jahren war er als Trommler in die Arme getreten, später lebte er einige Jahre in Archangel, und 1836 war er in die Flotte eingetreten, in der er ununterbrochen bis 1903 Dienst gethan hatte. Er hatte die Schlacht von Sinope mitgemacht und war einer der Verteidiger Sebastopols. Bei seiner Entlassung war er in seine Heimath zurückgekehrt, da er dort aber keinen seiner Verwandten mehr am Leben fand, kam er nach Kronstadt, um eine Pension zu beanspruchen. Diese wurde ihm versprochen, er sollte dann aber in ein Invalidenhaus gehen. Da zog er es vor, nach Odesa, wo er jahrelang gefangen hatte, zu reisen, und sich um einen Posten im Zollamt zu bewerben. Man legte ihm auch dort nahe, in's Seemannsheim zu gehen, er aber antwortete, das sei für Invaliden, er aber wolle im Dienste herben. Der General versprach ihm einen Posten, fandte ihm aber einweilen doch in das Seemannsheim.

Ein Ring Lincoln's an Roosevelt's Finger.

Als Präsident Lincoln nach seiner üblichen Verbindung aus Ford's Theater in Washington nach dem benachbarten Hause des deutschen Schneiders Peterfen getragen und dort zu Bett gebracht worden war, nahm man von einem seiner Finger einen atmosphärischen goldenen Ring mit einem Opal. Frau Lincoln schenkte den Ring dem damaligen Privatsekretär ihres Mannes, John Hay; und durch diesen, den jetzigen ersten Minister Roosevelts, wurde bewirkt, daß der Ring am diesmahligen Inaugurations-tage die erwähnte Verwendung fand. Das Manifest des Jaren hat in Rußland Eindruck gemacht. So wird von dort gemeldet. Nur ist der Ausdruck dieses Einbruchs recht zweifelhafter Natur.